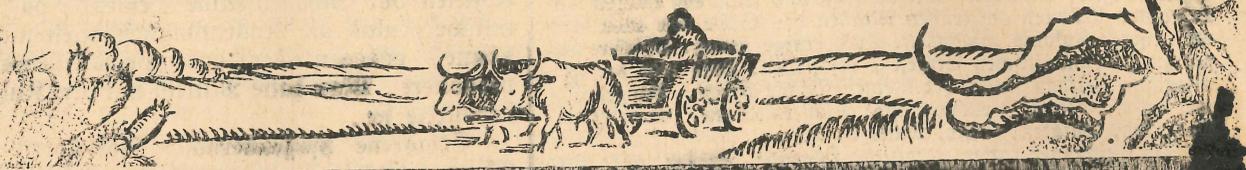


Menno-Blatt



Chaco Paraguay Kolonie Fernheim.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Bezugspreis einschl. Porto folgender: Für das Ausland 1 Jahr — 80 Cents, 15 Monate — 1 Doll., 2 Jahre — 1 Doll. 50 Cents USV-Währung. Für das östl. Paraguay jährlich 30 & für die Kol. Menno & Fernheim 25 Beso Pap. Gelder überweist man durch die Bank oder in Bankschecks im Einschreibebriefe an obige Adresse mit Bemerkung. „Red. Menno-Blatt.“

| 4. Jahrgang |

| April 1933 |

| Nummer 4 |

Einheit — nicht Einerleiheit.

Biel ist schon über die Einheit der Kinder Gottes geschrieben worden. Vieles ist durchaus wertvoll und beherzigenswert. Nun möchte ich aber jetzt nicht meine eigenen gewonnene Erkenntnis bringen, sondern Gedanken und Kernsprüche des geistgesalbten Predigers Joh. Joh. Löws. Die nachfolgenden Worte sind mir beinahe so wichtig wie Apokalypsen. Laßt uns sie aufnehmen und im Nachdenken bewegen.

Die große Einheitsfrage ist unbedingt eine große Heiligungsfrage. Der Heilige Geist will Scheidung und Absonderung lediglich zum Zwecke der Einigung. Weil so wenig Heiligung und Reinigung, darum so wenig Einigung. (Sind es nicht oft schwache, im geistlichen Leben niedrig stehende Geschwister, die sich zur Einheitsfrage fremd stellen? Der Einsender.)

Man erkennt immer klarer, daß sich mit gleichlautenden Glaubensbekenntnissen und mit gemeinsamen Verfassungen wohl Einerleiheit, aber niemals biblische Einheit erzielen läßt. (Epheser 4, 3 Übers. Übers.) Einheit des Geistes ist nicht Sache äußerer Darstellung, sondern persönlichen Glaubens. Es gibt anerkanntermaßen nur eine Plattform, die unsere Geistes-einheit einigermaßen darstellen könnte, das ist: Ein Wandeln im Licht und ein Handeln in der Liebe. Einheitsfrage ist keine Verfassungsfrage, sie ist Blüte und Frucht geistlichen Lebens. Der Weg geht also durch Heiligung und Reinigung zu lieblicher Vereinigung. Getragen vom Geiste warmer Brüderlichkeit, wenn auch nicht zu gemeinsamer Lehre, so doch zu gemeinsamem Wandeln und Handeln, müßten wir künftig der Welt ein besseres Bild in der Nachfolge jenes Mannes zeigen, der mindestens 25 Jahre nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte — Menno. Schönbrunn. Jakob Wiens.

Segensstunden in Waldesruh.

Am 11. & 12. März 1. J. fand in Waldesruh eine allgemeine Predigerkonferenz statt, wozu alle Prediger und Diakone unserer drei Gemeinden der Kolonie Fernheim eingeladen waren. Am ersten Abend fand eine allgemeine Abendversammlung statt, wo die Brüder Jakob Wiens, Schönbrunn und Johann Epp, Karlsruhe mit dem Worte dienten. Nach Schluß der Versammlung wurden diese zwei Ansprachen der Kritik unterzogen.

Indem einerseits die meisten Prediger so sehr an der eigenen Wirklichkeit gebunden sind und andererseits sich solche Zusammenkünfte so schwer machen lassen — braucht man doch mit Dessen sechs gute Stunden, um 24 Kilometer zu fahren — so einigte man sich, abends weiter zu arbeiten. Tief in unser Gemeindeleben eingreifende Fragen wurden behandelt und erst um Mitternacht wurde Schluß gemacht.

Am andern Tage (Sonntag) vormittag dienten die Brüder Nikolai Kröker, Gnadenheim und Jakob Wall, Schönbrunn mit dem Worte. Nachher wurde wieder zuerst die Kritik dieser Ansprachen vorgenommen. Wenn der Heilige Geist in solchen Stunden die Lei-

tung hat, dann kann durch offene Kritik doch viel Segen verbracht werden, indem man sich in brüderlicher Liebe gegenseitig dient.

Sonntag nachmittag wurde dann ein Referat von Br. Nikolai Siemens gebracht über das Thema „Die Vorbereitung des Predigers zur Predigt.“ Einstimmig wurde der Beschluß gefaßt, das Referat zu veröffentlichen.

Weiter wurde nun der erste Teil eines Referats von Br. Gerhard Isaak gelesen über das Thema „Seelsorge.“ Der weitere Teil soll auf der nächsten Konferenz gebracht werden.

Nun folgte eine gesegnete Wortbetrachtung über 1. Tim. 3, 1. Zuletzt wurden kurze Mitteilungen gemacht über die schwere Lage unserer Predigerbrüder in Rußland und anschließend eine rege Gebetsstunde anberaumt, wo besonders der unterjochten Prediger in Rußland gedacht wurde. Von einem Bruder wurde die Bemerkung gemacht, daß es gut wäre, alle zwei Monate solche Versammlungen zu veranstalten.

Schönwiese.

Nikolai Wiebe.

Ordinationsfest.

Ein schöner klarer Tag war's. Zum zweiten Male versammelte man sich am 26. März 1. J. zu solchem Feste im Chaco. Der Versammlungsort war diesmal die rein und anmutig aussehende Schule in Friedensfeld (Nr. 5). Eine wichtige und ernste Feier. Zwei Brüder der Evangelischen Gemeinde sollten durch Handauflegung zum Dienste im Weinberge des Herrn eingeführt werden.

Zur Einleitung verlas Br. Joh. Rätliher Johannes 17 und forderte zum öffentlichen Gebet auf. Nach der Gebetsstunde hielt Br. Gerhard Isaak eine Ansprache, der er das Schriftwort aus Johannes 21, 15 — 17 zugrunde legte. Er hebt die erste Frage Jesu „Hast du mich lieber?“ besonders hervor und sagt, daß die, die Jesu lieber haben, auch größere Aufgaben erhalten. Besondere Liebe zum Herrn ist notwendig, um die Lämmer zu weiden. Besondere Liebe braucht der Lehrer in der Schule. Unsere beiden Brüder sind auch Schullehrer zugleich. Und dann weiter die Aufgabe: „Weide meine Schafe.“ Welch große Aufgabe!

Nun trat Br. N. Wiebe auf und las das Wort Sacharia 3, 6 ff nach „Menge“ vor. In seiner Rede wurden besonders 3 Punkte hervorgehoben. 1. „So du in meinen Wegen wandeln wirst,“ 2. „So du mein Wort gewissenhaft lehren wirst,“ 3. „Sie sind ein Wahrzeichen“ (Vorbild). „Ihr steht als Vorbild da.“ Nachdem nun den Brüdern und der Versammlung je eine Frage gestellt war, schritt man zur Handlung. Eine für's ganze Leben wichtige Weihstunde.

Nach der Einsegnung sprach Br. H. Pauls über Matth. 8, 5 — 13. Er betonte die Demut und den Glauben des Hauptmanns.

Am Nachmittag sprach Br. J. Leischgräf indem er seine Gedanken an Jesaja 54, 10 knüpfte und besonders auf die Unerschütterlichkeit und Festigkeit der Gnade händies. Wie gewöhnlich auf solchen Festen erzählten uns dann die neueingeweihten Brüder Gerhard Scharner und Abram Harder ihre Erfahrungen mit dem Herrn und ihre Berufung zum Predigerdienst. Einen

Johann Schluf machte Br. Jaak Braun mit Wort und Gebet. Auch der Chor trug viel zur Verschönerung und zur Ausfüllung des Festtages bei. Frohen Herzens schieden wir auseinander, mit dem Wunsche, Gott möge die Brüder in ihrer ferneren Arbeit segnen.
Jakob Wiens, Schönbrunn.

Erntedankfest.

Als erstes in diesem Herbst fand ein solches in Wiesenfeld am Palmsonntag, den 9. April 1. J. statt. Auf Ochsen- und Pferdewagen, im Sattel oder zu Fuß und selbst auf einigen Militärautos strömten am frühen Morgen die Gäste von allen Seiten unserer Kolonie zusammen. Auch einige paraguay. Offiziere waren zum mennonitischen Erntedankfest erschienen. Bald war der professorische Zeltbau neben der kleinen Schule besetzt. Ausgestattet war er mit den Feldfrüchten wie: Wassermelonen, Baumwolle, Mandiok, Bataten, Kasir, Mais u. a. m.

Als Festredner traten vormittag folgende Brüder auf: David Janzen, Heinrich Friesen, Jaak Braun und Johann Felchgräf. In kurzen oder längern Ansprachen wurde auf den reichen Erntedank in diesem Jahre hingewiesen, den wir teilweise schon einheimen durften, trotz Heuschrecken im Frühling und der anhaltenden Kriegszeit im Lande. Zwischen den Ansprachen verschönernten vier Sängerköre von Friedensfeld, Wiesenfeld, Guadalupe und Kleefeld den Gottesdienst, indem sie einzeln oder insgesamt gute Lieder vortrugen. Dann folgte die Mittagspause.

Sechs Vörfer der Kolonie hatten für die Bewirtung gesorgt. Weiße Zwieback und Kaffee mit Milch wurde allen Gästen geboten. Während des Essens spielte man ein kleines Fuhharmonium (das einzige des Chaco) im Speisesaal oder es sangen abwechselnd die Chöre.

Der Nachmittag diente mehr dem Teil der Mission. Jetzt sprachen die Brüder: Jakob Wall, Gerhard Giesbrecht und Nikolai Wiebe. Von den letzten Brüdern wurde auf die äußere und innere Mission von früher und auf die Notwendigkeit für diese Zweige auch heute hingewiesen. Einen kurzen Schluf machte Bruder G. Jaak.

Nach Schluf wurden die ausgestellte Früchte und das übrig gebliebene Backwerk, von dem man eher eine Kiste voll für die kranken Krieger in den nächsten ospitälern bestimmt hatte, öffent. versteigert. Da aber in der Kolonie fast kein Bargeld vorhanden ist, so dürften die Summen in versch. Feldfrüchten eingezahlt werden, welche in erster Linie an das Militär zu verkaufen sind. Die Bestimmung der Einnahmen wird folgendermaßen getroffen:

- 10 Prozent für das Militärhospital.
- 20 " " " die innere Mission.
- 30 " " " äußere " "
- 40 " " " " Kolonieskrankenkasse.

Die versteigerte Sachen brachten das Gummichen von 3 500 par. Papierpesos ein.

Dankbaren und frohen Herzens fuhren am Abend die Gäste auseinander.

Die Flucht zum „Glick.“

Bombardement mennonitischer Siedlungen in Paraguay.

Unter dieser Überschrift mit starkem Fettdruck brachte ein deutschrussisches Kommunistenblatt den folgenden Artikel, der uns als Ausschnitt im Beleg aus der alten Heimat zugesandt wurde.

Die Schriftleitung.

Die letzten Ereignisse zeigen noch einmal klar und deutlich, wozu die Imperialisten den Emigrationsrummel von 1929 bedurften. Nachdem die konterrevolutionäre Presse die „Flucht“ der mennonitischen Kulaken aus der Sowjetunion weidlich ausgeschlachtet u. sich in ihrer antisowjetischen Wut ausgetobt hatte, gerieten die „Armen“ von den Bolschewiken von der „Scholle vertriebenen“ Kulaken ganz in Vergessenheit. Der Krieg zwischen Bolivien und Paraguay zwingt die bürgerliche Pressemeute, die „armen Mennoniten“ wieder einmal zu „bedauern.“ Diesmal aber nicht groß aufgemacht, mit schreienden Schlagzeilen, sondern in kleinen, versteckten Petit-Meldungen vom Kriegsschauplatz.

Die „Pravda“ veröffentlicht einen Bericht ihres Londoner Korrespondenten, der lautet:

„Der 1929 aus der Sowjetunion ausgewanderten Gruppe mennonitischer Kulaken wurde des öftern die Aufmerksamkeit der internationalen Presse zuteil. Lange Zeit hindurch konnten die Spalten der bourgeois Zeitungen nicht genug darüber berichten. Spezialkorrespondenten, Feinschmecker ihrer Redaktionstische berichteten vor Schadenfreude heulend, daß der mennonitische Kulak die Kollektivwirtschaften nicht ausstehen könne, dagegen aber das Privateigentum geradezu vergöttert. Man hatte Mitleid mit den Kulaken. Man bedauerte sie.“

Erfahrene pfaßenerockte Agitatoren trieben die Mennoniten zur Auswanderung aus der UdSSR an und erfahrene Hände hielten aus dem Hinterhalt die Leine und lenkten die bourgeois Presse, die anlässlich der Flucht der mennonitischen Kulaken vor dem sozialistischen Vordringen an allen Fronten eine wütende Hezkampagne gegen die Kollektivbewegung in der UdSSR führte.

Dann vergaß man der ausgewanderten Kulaken. Nachdem alle Möglichkeiten für die Antisowjet-Propaganda erschöpft waren, mußte an die Unterbringung der Kulaken gedacht werden. In den Bedingungen der kapitalistischen Landwirtschaft geht es den Bauern gewiß sauer genug; man befürchtete, daß die zur Auswanderung aus der UdSSR angetriebenen Kulaken, nachdem sie das kapitalistische „Paradies“ geschmeckt haben, wieder in die sozialistische „Hölle“ zurückkehren könnten. Diese Befürchtungen wurden durch die Rückkehr der Gruppe schwedischer Bauern in die Sowjetukraine noch bestärkt. Diese hatten nach kurzem Aufenthalt in der „Heimat“ Schweden genug von dem kapitalistischen und Gutsbesitzer Joch gekostet. Deshalb mußte der Großteil der Mennoniten irgendwo in entfernteren Ländern untergebracht werden.

Dies übernahm der Völkerbund und die Internationale Vereinigung der Lutheraner.

Nach langen Entbehrungen wurden die Mennoniten dann endlich über den Ozean nach Südamerika geschafft. Wie eine ausgedrückte und unnütze Zitrone auf den Schutthaufen geworfen wird, so wurden die Mennoniten in den Wüsten des durch tropische Fieber gefährlichen Gebiets Chaco im freien Paraguay besetzt geworfen.

Und jetzt wird den Mennoniten wieder einmal die Aufmerksamkeit der großen Presse zuteil. Diesmal wird an sie nur so nebenbei, in kurzen Petit- oder Nonpareil-Meldungen erinnert.

Das amerikanische und englische Kapital kämpft zähe um das Naphtha und die Wasserwege. Aus diesem Anlaß donnerten die bolivischen und paraguayischen Geschütze los und stören die Stille der Chaco-Wüste. Bolivische Flugzeuge ehren die Genfer Wünsche durch Bombenwürfe über Paraguay. Im Resultat sind mehrere mennonitische Siedlungen total vernichtet. Das kapitalistische „Paradies“ zeigte sich den „armen Flüchtlingen“ in seiner ganzen Pracht, — vielen von den Mennoniten zum letztenmal, die von den Bomben in Stücke gerissen wurden. —

Anmerkung der Schriftleitung. Da vorstehender Artikel gerade uns betrifft, so fühlen wir die Auf-

gab, etwas darauf zu reagieren. Stets ist, daß auch einmal ein Ausschnitt in die Hände eines Spioniers von Moskau gelangt. Also zunächst über die „Pravda“ und ihren „ehrenwerten“ Londoner Korrespondenten. Pravda heißt zu deutsch „Wahrheit.“ Dieser schöne Name ist für das Räteblatt eine hohe Annäherung, ein Hohn, denn es wäre gelinde, wenn nur solche Artikel wie dieser, der übrigens ein wahres Lügengewebe ist, in demselben abgedruckt würden. Doch der „wahrheitsgetreue“ Pravdakorrespondent ist eben in der Weltmetropole und darf hier ungehindert Hegartikel ausbauen und zusammenheften, für die er „gute“ Tschermögen — falsch Dollars — erhält. Selbst ist ihm diese Freiheit gewährt, wenn er die „bürgerliche Pressemeute“ mit Schmutz bewirft. Man muß doch eigentlich staunen über die Tolleranz der antihomjetischen Länder. Anstatt einem solchen Zeitungslassen den Grenzpaß zu geben, liebäugelt man mit den Sowjets und propagiert noch (wie neulich in der U. S. A.) diese als berechnete Regierung anzuerkennen. Es kommt auch garnicht in Frage, ob man heute dort wieder Zehntausende der besten Bürger in die Verbannungsorter treibt und elend unkommen läßt. Wenn man nur „gute“ Geschäfte (zweifelhaft) machen kann.

Wenn der Korrespondent auch nur etwas mit den russischen Verhältnissen in 1929, bekannt wäre, dann wüßte er so gut wie jeder Rußlandkenner, daß es für „plassenberockte Agitatoren“ ein gefährliches Spiel mit dem Leben war, die Menoniten zur Auswanderung (richtiger Flucht) aus der UdSSR zu treiben. Das wußten diese, wie auch 150 000 000 Leidensgenossen verschiedenster Nationen des Riesenreiches auch ohne Agitatoren. Und so genau wußten sie es, wie eine Schwalbe bei sonnigen Herbsttagen es wissen muß, daß sie nicht in Nordropa bleiben darf, wenn sie im Frühling wieder den Ruckucksruf hören will. (Übrigens waren die letzten Jahre dort schon damals nicht mehr mit sonnigen Herbsttagen zu vergleichen).

Auch führten die Tausenden im Herbst 1929, die vor Moskau kampierten oder überall auf den Eisenbahnen aufgegriffen und gewaltsam zurücktransportiert wurden eine berebte Sprache vom Widerwillen gegen die Kollektivisierung, ohne daß „erfahrene Hände aus dem Hinterhalte“ sich die Mühe zu geben brauchten, die „bourgeoise Presse zu lenken“; ja diese wäre einfach blind gewesen, wie es der Londoner Korrespondent und seine Moskauer Lehrer sind, wenn sie es nicht selber gesehen hätte.

Dann vergaß man der ausgewanderten Kulaken, fasset der Berichtskatter weiter. Er ist so sehr Kommunist, daß er es für selbstverständlich hält, daß man ein Objekt, welches zuvor für niedrige egoistische Zwecke ausgebeutet wurde, vergessen muß. Das ist so recht bolschewistische Taktik. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.“ Selbst Trozky, Sinowjew & Komp. sind da nicht mehr sicher. Wenn aber wir darüber klagen wollten, daß man uns so bald vergessen hätte, die wir doch dank der Unterstützung von solchen, die noch ein warmes Herz im Busen tragen und uns aus den Klauen der „Volksbeglucker“ retteten, dann wären wir die elendesten unter allen Kreaturen und ständen noch unter dem Niveau eines Chacowindianerhundes, der für eine gekochte Süßkartoffel aus Dankbarkeit mit dem Schwanz wedelt.

Was nun die armen verblendeten Schweden (ohne Anführungsstriche) betrifft, so weinen sie heute gewiß

die bittersten Tränen, daß sie ihr Glück veräußerten und die „kapitalistische Hölle“ auf das „sozialistische Paradies“ vertauschten. Wir könnten 100 gegen 1 wetten, daß sie es gerne nackend und mit Freuden wieder verlassen würden, falls man ihnen nochmals die Möglichkeit dazu gäbe, um zum andern Male in den „sauren Apfel“ zu beißen.

Und wenn man den Großteil der Menoniten irgendwo in entfernteren Ländern unterbrachte, so doch gewiß nicht aus dem Grunde, daß sie nach Sowjetrußland zurückkehren könnten, sondern zum großen Teile deswegen, daß man den zähnefleischenden wutschauenden „Weltverbessern“ im eigenen Lande, die auch in Deutschland alles andere als freundlich zu uns waren, sehr entgegen kam. Machte man doch in Ostpreußen damals einem Kommunistenführer das günstige Angebot, mit einer Gruppe von seinen Parteigenossen in das „Arbeiterparadies“ zu reisen und dort die Häuser der Kulaken umsonst einzunehmen, damit diese dann in das „verrußene Deutschland“ kehren dürften. Jener schlaue Fuchs aber ahnte schon die „Herrlichkeiten“, die ihm dort winkten und tat recht, daß er Ausreden fand.

Man kann auch gut erkennen, in welcher glänzenden Verhältnissen der proletarische Korrespondent in London lebt. Denn er von den „langen Entbehrungen“ der Menoniten in Deutschland wissen will. Die Verpflegung in den Lagern war kräftig, die Unterkunft sauber. Ganze Waggonladungen mit Kleidern, Wäsche und Fußzeug, alles Spenden von lieben Christenmenschen Deutschlands und anderer Länder wurden an uns verteilt. Auch war die sehr praktische Wirtschaftsausstattung für Haus, Küche und Feld, mit der jede der etwa 370 Familien, die nach Paraguay gingen, vom Deutschen Roten Kreuz bedacht wurde, von großem Werte. Und wenn dann noch das Menoniten Central Committee in USA unsere Ansiedlung fast 3 Jahre materiell unter die Arme griff, bis wir zum eigenen Brot kamen, so ist es wohl alles nicht darauf abgesehen gewesen uns einfach abzuschicken und unkommen zu lassen.

Der Vergleich mit der „ausgedrückten und unnützen Zitrone, die auf den Schutthaufen geworfen wird,“ ist glänzend gelungen. Wohl aber in etwas anderer Beleuchtung, als sie dem Autor im Hirne vorschwebte und zum kühnen Ausdrucke geprägt wurde. Ausgedrückt waren sie auf 100 Prozent von den Gewaltgehern im Kreml, welche die unsinnige hinverbrannte Idee des Fünfjahresplanes ausgeheckt hatten und zur Ausführung desselben des Zitronensaftes bedurften. Dann wurden sie tatsächlich auf den Schutthaufen des Sozialismus geworfen, der sich innerhalb des ersten Jahrzehnts erheblich angehäuft hatte. Was hinderts auch Moskau, daß eine Stufe von Kulaken nach der andern vom proletarischen Boden mit eisernem Besen weggefegt werden. Hatte man doch im 1. Jahrzehnt der Sowjetregierung im Riesenreiche 6 000 000 Mittel- und Kleinwirtschaften registriert, die nun alle gefügiges Material wurden, zur Fabrikation neuer, wenngleich auch schwächerer Parasitenklassen. Was hier auch die Qualität einbüßte, das ersetzte doch die Quantität. So erweist sich denn dort heute die so hochgepriesene und in allen Schulen gepaukte Evolutionstheorie Darwins als praktisch angewandt von ungeheurem Wert, wenn auch in etwas verschärfterem bolschewistischem Tempo als bei Darwin, dem

musste eine Klasse befestigt werden, um der andern Platz zu machen. Hier herrscht wahrer Hochbetrieb und wenn auch sonst alle Betriebe im Rätereich stocken, so rauchen die mächtigen Schloten dieses Giganten unablässig bei Tag und Nacht, bei Sommer und Winter — das ist die Rulakenfabrik. Also noch nach 3 Jahren schmerzen uns die Rippen vom Ausdrücken des Zitronensaftes. Doch ist uns wenigstens noch, um weiter in jenem Bilde zu reden, der keimfähige Same geblieben, aus dem hoffentlich im freien Paraguay (wirklich frei), das uns ein Privilegium ausstellte, welches ihm alle Ehre macht, die Hoffnung hegen läßt, nochmals neue Früchte zu zeitigen.

Und endlich, — Krieg ist im Chaco ausgebrochen, aber wenn es zuletzt im Artikel heißt, „daß im Resultat mehrere mennonistische Siedlungen total vernichtet sind“ und „daß sich das kapitalistische Paradies der armen Flüchtlinge in seiner ganzen Pracht, — vielen von den Mennoniten zum letztenmal zeigte, die von den Bomben in Stücke gerissen wurden,“ so ist diese kommunistische „Beileidsbezeugung“ eben verstrüht.

Im wirklichen Resultat ist noch keine einzigen von den zirka 3000 Mennoniteniedlern bis heute durch eine Waffe auch nur ein Haar gekrümmt worden und wir leben heute am 20. April 1933 noch eben so, wie im August 1932, als das erste bolivianische Flugzeug über unserm Industriewerk kreiste und einige Maschinengewehrsalven abfeuerte.

Und nun zum Schluß. Wir hatten einst sonnigere Tage, die aber weit zurückliegen, in jener Zeit, wo in Rußland noch nicht die rote Fahne wehte. Wir haben es heute auf der neuen Ansiedlung durchaus schwer und kämpfen mit manchen Naturfeinden, die wir früher nicht kannten, das verhehlen wir nicht. Aber wir haben auch Siege errungen und bedauern unsere Brüder im alten Vaterlande, das kein Vaterherz mehr besitzt und unbarmherzig seine Kinder in Schnee und Eis hinausschickt, die übergebliebenen Maiskoiden abzulesen oder alles Stroh nochmals zu drehen, wofür die Arbeiter nicht einmal mit kärglicher Kost bezahlt werden. Ja, dann haben wir's noch herrlich und halten uns an Gottes Verheißungen und an das alte deutsche Lutherlied:

„Ein feste Burg ist unser Gott

Ein gute Wehr und Waffen . . .

(und) Das Feld muß Er behalten.“ —

Fortin Toledo.

Reisekizzen von N. Siemens (Schluß)

Wir erwachen.

Mückensang an den Wänden des Moskitonezes läßt mich wieder munter werden. Auch mein Kamerad neben mir ist erwacht. Erst unlängst ist ihm ein Schlüsselbeinbruch schlecht geheilt und wir tauschen einige Bemerkungen aus über „Rippendrücken“ auf der dünnen Soldatendecke. Dann springen wir auf, räumen unser Lager, machen Toilette und bald ertönt auch die Frühstücksglocke (ein Stück Stahlblech vom neulich heruntergeschossenen bolivianischen Aeroplan, das der Koch an einen Baum hängt und mit einem Holzseil bearbeitet). Jetzt holen die Burischen für ihre Offiziere den Tee, dazu mit ihm soll neuer Geist für den Tag in die Bemühten kommen.

Gemütsstimnungen.

Es ist auch bereits heller Tag geworden und die auf-

gehende Sonne vergoldet die Baumkronen, in deren Zweigen munter die Vögel singen. Auch die Frösche im nahen Sümpfel stimmen längst ihr Morgenlied an. Sonderbare Kreatur! Wie kannst du doch so bald der Schrecken um dich herum vergessen?! Vielleicht vernichtete erst neulich im Kampfe, der hier tobte, eine Kugel dem schönen rostbraunen „Hörners“ (Töpservogel) sein topfförmiges Lehmnest zwischen dem Gabelast eines Quebracho blanco, wobei auch die zarte Brut zu Tode kam. Doch bald war des Letztes vergessen und heute schmettert er bereits seine trillernden Lüne über Toledo. Doch ist der kluge Mensch denk anders? Trag nicht die „blaue Bohne“ den Kameraden im Schützengraben in der Nähe dieses Soldaten, der heute am Bimaksfeuer lustig seinen Mate saugt? Wohl hat er den Hügel mit einem ganz kleinen Holzkreuzlein gezeichnet, auf dem der Name des Helden eingeschnitten wurde. Bald wird der Moder es weggraffen und einige gründliche Tropenregen werden den Hügel wegwaschen. „Ihre Stätte kennen wir nicht mehr.“ Und doch singt heute der überlebende Kamerad gleich dem Töpservogel unbekümmert seine Weise wie immer. Achselzuckend bemerkt er, wenn man über die Gefahren des Regenregens redet: „Es ist dieses eben mein Handwerk und komme ich dabei um, so muß ich ja doch einmal sterben — Soldatenlos!“

Ein Kriegsgefangener.

Beim Kommandantenzelt trifft uns der freundliche Chefarzt von gestern. Doch Kommandant und Quartiermeister sind noch nicht da. Wir wiederholen ihm unsere Bitte, um den Schauplatz der letzten Kämpfe doch besuchen zu dürfen. Er setzt sich in telephonische Verbindung mit dem Kommandanten und dieser erlaubt es. Der Arzt will später selber mit uns fahren. Zunächst muß er aber in die Ambulanz zu den Kranken.

Jetzt bringen zwei Soldaten einen erschöpft aussehenden Bolivianer, der sich in dem Wirrwarr der Flucht bei der letzten Schlacht im Walde herumgelaufen hat. Er war sieben Tage umhergeirrt und hatte sich von Kräutern ernährt. Mager und abgezehrt, zitternd wie Espenlaub und mit scheuem Blick beantwortet er den Offizieren ihre Fragen. Dann wird er gespeist und per Auto in's Innere des Landes gebracht. So hatte man in diesen Tagen mehrere seinesgleichen aufgefangen. Wieviele aber in diesen unendlichen Wäldern sich garnicht mehr zurechtfinden werden und endlich an Ermattung in den Dornen umkommen — wer mag's wissen? —

Paciencia (Bedul)

Unser Doktor behandelte seine Kranken. Indes krieg die Sonne höher und höher bis sie vom Zenith in die Wälder von Toledo niederbrannte. Wir speisten zu Mittag und Offiziere und Soldaten hatten bereits ihre mehrstündige Siesta (Mittagsruhe) hinter sich. Nun wollte uns das Warten aber doch zu lange dauern und wir schickten uns an, ein Auto aufzusuchen, das uns nachhause mitnehmen sollte. Als wir so um 4 Uhr auf der langen Vikade fortschreiten, sehen wir den Chefarzt von seiner Arbeitsstelle kommen. „Nun, meine Herrn, sie werden nochmals hier nächtigen und bis morgen warten müssen, denn noch ist der Quartiermeister nicht da.“ Ich sage, daß es nicht mehr gehe, denn unsere Familien wissen nichts um uns und wir haben auch dabei viel Arbeit. „Aber so telephonieren sie doch nach der Kolonie und die Kost steht ihnen hier frei. Die Arbeit bekommen sie noch später. Im Chaco muß man viel Bedul haben.“ Doch wir verabschiedeten uns mit

Bedauern, daß wir doch wenigstens nicht die 1. Feuerlinie gesehen hätten und wanderten weiter.

Das Schlachtfeld.

Als wir aus dem großen Walde treten, überholt uns ein Soldat, der vom Chefarzt beauftragt ist, uns zum Zelt eines Majors zu führen, der schon telephonisch benachrichtigt ist, uns zur Feuerlinie zu schicken. Von hier führt uns ein Pfosten noch etliche hundert Meter über einen Kamp und wir sind unmittelbar an den Schützengräben. Hinter ihnen zieht sich eine schnurgerade Autostraße im dichten Busch, zur Anschaffung von Munition und Lebensmittel im Kugelregen. Auf derselben wandern wir etwa anderthalb Km. weiter und kommen an den Saum des Waldes, der das Aussehen einer zum Abbrennen niedergeschlagenen Rodung (hier Koca genannt) hat. „Und wozu habt ihr diese Arbeit gemacht,“ frage ich den Führer. „Ja, das haben wir in 16 Tagen ohne Arzte mit Maschinengewehren und Kanonen geschafft.“ Der Busch war wild durcheinander förmlich niedergemäht, nur die alten Riesen, wie Flaschenbaum, Quebracho blanco und andere standen etliche Meter hoch voller Kugeln gespickt von allen Seiten und waren im Überbrennen begriffen, wovon ihr graugelbes traurig niederhängendes Blattwerk zeugte. Manch' einer dieser harthölzigen Greise war auch durch eine Kanonenkugel seiner dicken Rinde beraubt worden.

„Nun befinden wir uns in den par. Schützengräben,“ bemerkt der Soldat, „und von dort her über versuchten die Bolivianer immer wieder, unsere Gräben zu stürmen.“ Jetzt schreiten wir über den Kamp und bald liegen hin und her die zerstreut beschaulichsten Bolivianerleichen. Etwas weiter finden wir gar noch etliche Kadaver. Dem einen hatte ein Sprenggeschloß ein Bein abgerissen und etliche Meter weitergeschleudert. Noch eine kleine Biegung, und wir sind im Busch und somit in den par. Schützengräben. Überall Soldatenzelte, fröhliches Lachen und Grüßen, wo noch kurz vorher die Kanonen- und Maschinengewehrläufe Tod und Verderben gespien hatten. „Kalkulieren sie einmal die Distanz, wir gehen jetzt durch die zusammengeschossene Koca,“ meint unser Soldat. Ehe wir 100 Meter durch wild und wüst überworfenes Stachelgestrüpp uns durchgewürden haben, stehen wir schon auf den Erdwällen der par. Gräben.

Nun beschenken uns die freundlichen Soldaten mit allerlei Andenken wie leere Kanonenkugeln, Mortargeschosse usw., wie es der Major befohlen hatte. Und nun scheiden wir vom schauerlichen Totensfeld und der wirren Koca bei Toledo, über die noch die untergehenden Sonnenstrahlen leuchten. Nie im Leben vergesse ich diesen Ort.

Nachhause.

Unter einem mächtigen Quebracho colorado ist die Wartestelle auf die Autos, die hier von mehreren Richtungen des weitverzweigten Lagers vorüber müssen. Mit uns wartet noch ein Offizier und sein Bursche, welchen ersterer mit uns zur Feuerlinienküche schickt, wo wir Abendbrot essen. Der tiefblaue Nachthimmel mit seinen flimmernden Sternen wölbt sich über uns. Endlich, um 10 Uhr abends fährt ein Auto vor und bald liegt uns Toledo mit seinen schlafenden Krieger im Rücken. Nach 2stündiger schöner nächtlicher Fahrt erreichen wir unsere Dörfer, wo krähenartige Hähne bereits die Mitternachtsstunde ankünden. — (Ende.)

Lehrerkonf. in Rosenort am 25. März.

(Von Lehrer B. Klaffen)

Nach zirka 4 Monate langen Sommerferien wurde in Rosenort die erste Lehrerkonferenz anberaumt. Außer H. Lehr. Scharner, der krankheits halber am Erscheinen verhindert wurde, waren sämtliche Lehrer zugegen. Das Lehrerkollegium, welches aus 16 Personen besteht, hat einige Veränderungen aufzuweisen. H. Nik. Siemens, der 2 Jahre in Kleefeld als Lehrer arbeitete, hat diesen Beruf aufgegeben, um seine Zeit u. Kraft dem „Menno-Blatt“ zu widmen. Lehrer Friedrich Kliever, der ebenfalls 2 Jahre an der Schule in Lichtfelde tätig war, ist an die Schönwieser Fortbildungsschule berufen worden. Die auf solche Weise frei gewordenen Stellen mußten neu besetzt werden. Die Kleefelder Dorfgemeinde hat nach längerem Suchen Herrn Bernhard Wall aus Friedensruh, die Lichtfelder Dorfgemeinde Herrn Abram Harder aus Friedensfeld angestellt. Wir wünschen den neuen Kollegen Erfolg in ihrer verantwortungsvollen Arbeit.

Verschiedene Fragen kamen zur Beratung. Uns wollte die Zeit kaum ausreichen. Einige Kollegen wurden von der Konferenz beauftragt, Stoff für Erdkunde und Geschichte zu sammeln und ihn dann zu vielfältigen Alsdann arbeitete man gemeinsam einen Stundenplan für sämtliche Schulen aus. Weiter kam die Frage zur Beratung, ob die Eltern, die schulpflichtige Kinder haben, dieselben ohne weiteres vom Schulbesuch zurückhalten dürfen, wie es in einigen Dörfern der Fall ist. Man einigte sich dahin, diese Angelegenheit vor die Bezirksversammlung zu bringen. Auch die Gagierung der Lehrer im nächsten Schuljahr kam vor. Bis dahin wurden dieselben in dankeswerter Weise von den Glaubensgeschwistern der Ver. Staaten unterstützt. Im nächsten Jahre sind die Dorfgemeinden auf sich selbst angewiesen. Es wird für sie bei der gegenwärtigen Wirtschaftslage, wo die meisten Siedler hart um ihre Existenz zu ringen haben, nicht leicht sein, das für den Lehrer nötige Geld aufzubringen. Daß den Fernheimern um die Ausbildung ihrer Kinder zu tun ist, beweist auch die mit rund 40 Schülern besetzte Fortbildungsschule in Schönwiese. Diese hat in dem lauf. Schuljahr 5 Lehrkräfte aufzuweisen. Zu den 4 an der Schule arbeitenden wurde nun noch der bereits oben erwähnte Lehrer Fr. Kliever mit einer Gage von 650 Pesos monatlich angestellt. Dieses ermöglichte ein Beschluß der Bezirksversammlung, ein Lehrergehalt von 4000 P. bereitzustellen.

Es ist zu beklagen, daß die meisten Lehrer neben ihrer Schularbeit auch noch ihrer Wirtschaft vorzustehen haben; dadurch wird ihre Kraft zersplittert. Könnte der Lehrer seine ganze Kraft in den Dienst der Schule stellen — sicher würde ein größerer Fortschritt zu verzeichnen sein.

Trotzdem soll mit neuem Mut und neuer Kraft die Arbeit aufgenommen und getan werden, was unter den gegebenen Verhältnissen zu tun möglich ist.

Lehrer und Eltern haben allen Grund, den Schulen ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken. In den Schulen wird unser kommendes Geschlecht herangebildet. Von diesen uns ablösenden Geschlechtern wird auch die Zukunft der Kolonie abhängig sein.

Unser Absatz.

Es wird ja den meisten Lesern des „Menno-Blatt“ im Auslande bekannt sein, daß wir Rußlandmennoniten am meisten westlich vom Paraguaysfluß angesiedelt und folglich auch am weitesten von der schmalspurigen Eisenbahn und vom Hafen entfernt sind. Diese Entfernung macht sich immer mehr fühlbar, nicht nur im Heranholen der Handelsartikel — denn dafür gibt es bezahlt — sondern im Absatz. Die Chacoerde bringt manches hervor, aber es ist nicht zu verkaufen. (Die niedrigen Preise werden von den hohen Frachttarifen vollständig verschlungen. D. Schrift.) An das Militär haben wir übrigens etwas Bohnen und im vorigen Jahre etwas Kasir verkauft können. Wenn aber der Krieg aufhört, was wir alle von Herzen wünschen, dann bräuhet auch das Militär unsere Produkte nicht mehr.

Es ist auch bekannt, daß wir das Weizenmehl einführen. „Wie“ wird man fragen, „man spricht von Absatz und führt das Mehl ein?“ Das Kasirkorn, eine Hirsenart, ist ein gutes Produkt für das Vieh, aber nicht für Menschen. Man kann einen Teil zum Weizenmehl beimengen, aber reines Kasirmehl gibt nicht Kraft noch hält es beim Backen zusammen. Der Bauer braucht also Geld zum Mehl zu kaufen und dieses zuwege zu bringen, macht ihm viele Sorgen. Weil die Produkte nicht zu verkaufen sind, muß man Verdienstmöglichkeiten suchen, welches auch schwer ist. Wenn der Bauer auf Verdienst gehen muß, dann bleibt auch gleich seine Wirtschaftsarbeit zurück. Anders ist es mit solchen, die erwachsene Söhne und Töchter haben.

Unter diesen Verhältnissen stöhnt auch die Kolonie Menno. In der Januarnummer dieses Blattes erschien übrigens ein Artikel über den Fortschritt und die Ertragschaften etlicher Bürger der Kolonie Menno. Schade nur, daß der Schreiber des Artikels, bei seiner Reise nicht auch gleich die armen Dörfer besucht hat, um einen Unterschied zu sehen und schade, daß er vergessen hat zu erwähnen, daß selbige Bürger, welche er besuchte, mit Geld hergekommen sind und wohl auch noch zum Zusehen haben.

Einen kleinen Hoffnungsschimmer gibt uns noch die Baumwolle. Der Absatz wird übrigens auch schwer sein und der Erlös klein, denn man spricht von 3 Pesos 40 Centavos pro Rilo franco Muncion. Erstens muß man mit der rohen Baumwolle 60 Rlm. bis zur Entkörnungsfabrik fahren, dann noch 50 Rlm. bis zur Baha. Bis zum Hafen bleiben dann noch 145 und his Muncion einige hundert Rlm. Wieviel dem Bauern bleibt, wenn erst alle Unkosten abgezogen sind und wie lange er nach dem wenigen Gelde dann noch warten muß, um dafür endlich etwas kaufen zu können, wird einem jeden klar sein. Uns fehlt hier schreiend notwendig eine Baumwolltextileinrichtung, wenn wir weiter existieren wollen. Es sind nun drei Jahre, daß die ersten Gruppen hier ankamen und man wird uns auch endlich an Schuldenzahlen erinnern. Solange die Lage aber so bleibt, muß der Bauer nur sehen, wie er seine Familie ernähren und kleiden kann. Nun, wir wollen noch nicht die Pistole in den Graben werfen und mutlos werden. Es hat ja so lange gegangen und wird mit Gottes Hilfe auch weiter gehen. Ein Bauer.

Fröhliche Ostern!?

Wieder liegen sie nun hinter uns, die Festtage, wo die gesamte Christenheit das glorreiche Fest des Auf-

erstandenen Christus feierte. Doch für die Chacokolonien war es heuer kein fröhliches Fest.

Schon als die Brüdergemeinde am Karfreitag in Friedensfeld ein Tauffest feierte, fehlte ein mancher, der doch sonst pünktlich zu erscheinen pflegte. Sieben Seelen dursteten auf das Bekenntnis ihres Glaubens zur Taufe schreiten. Darunter waren auch unser Oberschulze, Br. D. Löwen mit Frau und Kindern.

Dann kehrte jeder in sein Heim, aber in manchem regte sich bereits der Keim des tödtlichen Malariafiebers, daß dann am Ostersamstag und in den Festtagen sorecht wütete. In allen Dörfern und in den weitmeisten Häusern lagen Kranke mit hoher Fieber-temperatur. Überall waren Lücken unter Predigern, Sängern und Zuhörern. Zum Glück scheint die Krank-heit nicht lange anzuhalten und man spricht jetzt, nach zirka einer Woche, daß der Kranken weniger geworden sind. In der nächsten Nr. gedenken wir einen ausführlicheren Bericht über Malaria zu bringen. Jedenfalls sollte es hier eine ernste Sprache für uns sein. Ob wir den Sinn derselben erfaßt haben? — N. S.

Verschiedenes.

Im Dorfe Rheinland, Kol. Menno, fand am 1. April 1. Jahres bei Witwe Klassen ein öffentlicher Ausruf zwecks Teilung der Nachlassenschaft des verstorbenen Hausvaters statt. Da die Beteiligung von Kauf-liebhabern aus beiden Kolonien recht rege war, so wurden viele Sachen recht gut, etliche sogar hoch bezahlt. Bedeutei das etwa Geldkrisis? —

Die Weizenausfaat wurde in diesem Jahre in den meisten Dörfern etwas früher bestellt als im Vorjahre. Stellenweise steht der junge Weizen schon grün da, während er anderwärts (wohl durch Ungeziefer) ziem-lich gelichtet ist. —

Das erste Chacoweizenmehl wurde im Laufe die-ses Monats auf der Fernheimer Mühle für einen Bür-ger der Kol. Menno hergestellt. Es waren zwar nur etwa 15 Rlgr., aber immerhin ist die Sache von hi-storischer Bedeutung. —

Der Schulunterricht begann in der Kol. Fernheim in den meisten Dörfern am 3. April, in einigen etwas früher. Er ist auf die Dauer von 7 Monaten vorge-sehen. Die vom Militär für die Sommerferien besetzten Schulgebäude wurden alle zum Termin pünktlich ge-räumt. In der Kol. Menno beginnt man am 1. Mai. —

Wintergemüse wie: Tomaten, Zwiebeln, weiße Bohnen, Kohl, Mohrrüben u. a. wurden in diesem Monat in die Erde gebracht. Leider ist dieses hier recht schwer zum Wachsen zu bringen, da auch stellen-weise das Ungeziefer so verheerend wirkt. Auch müs-sen die Sämereien aus Argentinien, Nordamerika od. Europa bezogen werden. —

Aus Muncion trafen zu Ostern zusammen mit Herrn Heinrichs Geschwister Peter Fast und ein Fräu-lein hier ein, welche nach bald zweijähriger Abwesen-heit in der Kol. ihren Urlaub verleben. —

Temperaturen und Niederschläge. Wir bringen diese für das erste Vierteljahr und zwar wie folgt:
Januar: max. 43, min. 20, mittel 30, Niederschl. 40 Mill.
Februar: " 41, " 18, " 29, 6 " 60 "
März: " 38, " 15, " 28, 1 " 187 "

Wer hat schon sein Abonnement bezahlt?

Für die Schriftleitung verantwortlich: N. Siemens.